Die zwingende Begründung für die zunehmende Verschärfung des Klimas erbringen die Funde in Herjolfsnes selbst. Der dortige Boden hat nicht die Eigenschaft, die hölzernen Gegenstände und die gewebten Kleider 500 Jahre hindurch zu erhalten; aber die Funde wurden aus Bodenschichten ausgegraben, die jetzt das ganze Jahr hindurch gefroren sind und dadurch die Erhaltung herbeigeführt haben. Die Bestattungen wurden also in einer Zeit vorgenommen, wo der Boden noch nicht zugefroren war; auch waren alle Kleider und viele Särge umwachsen und durchbohrt von Pflanzenwurzeln. Das alles ist nur während eines verhältnismäßig milden Klimas möglich gewesen, das sich dann in kurzer Zeit verschlechtert haben muß.

Die beste Erklärung für die klimatischen Veränderungen liegt in der Annahme eines regelmäßigen Wechsels in der gemeinsamen Anziehung der Sonne und des Mondes, deren Zusammentreffen nach Ansicht des schwedischen Professors Petterson etwa alle 1850 Jahre die stärkste Wirkung hat; dieses Zusammentreffen ist zuletzt im Jahre 1433 eingetreten und dürfte mit kräftigen Bewegungen der Gezeiten ein Aufbrechen und Südwärtstreiben der arktischen Eismassen und damit große Veränderungen in den klimatischen Bedingungen verursacht haben.

Ueber das Ende der normannischen Siedlung in Herjolfsnes berichtete im Jahre 1625 der isländische Schriftsteller Björn Jonsson. Hiernach kam ein Isländer etwa um das Jahr 1540 nach Grönland. Auf einer kleinen Fjordinsel fand er Häuser und Steinmälle wie in Island, und vor der Tür eines Hauses einen Toten, auf dem Gesicht liegend. Der Normanne trug einen sorgfältig gearbeiteten Hut; seine Kleidung bestand teils aus Gewebe, teils aus Seehundsfell. An seiner Seite lag ein vom vielen Gebrauch und wiederholten Schleifen abgenutztes gebogenes Messer.

—⊙—

Die Glutwolke

Zur Erinnerung an die Zerstörung St. Pierres am 8. Mai 1902.

Von Frank Lyskirchen.

Der Neger Louis Cyparis saß am Himmelfahrtstage des Jahres 1902 als einziger Gefangener in seiner Zelle des Gerichtsgebäudes der Stadt St. Pierre auf Martinique.

Er war wütend, er sah durch das winzig-kleine schwervergitterte Fenster den blauen, strahlenden Himmel, dachte daran, daß die hübsche kaffeebraune Iphigenie Beaujour jetzt mit einem anderen Liebhaber zur Kirche und zum Tanze gehen würde und ärgerte sich, denn ihretwegen hatte er doch nur die zwei Dutzend Hühner stehlen wollen, um ihr nämlich einen der mächtigen Elfenbeinkämme für ihr schwarzgekraustes Haar kaufen zu können. Die jetzt von Paris als letzte Neuheit angekommen waren und die oben ein reizendes rundes Spiegelchen eingefügt trugen, das Iphigenie mit so begehrlichen Augen betrachtet hatte.

Und nun war es bald acht Uhr, der wüste Berg, der die letzten Tage so bös gerummelt hatte, der alte Mont Pelee, war offenbar mit seinem Ausbruch zuende und Himmelfahrtsfröhlichkeit war eingekehrt, Cyparis hörte draußen auf der Straße Lachen, Frauenlachen, und Singen und Glockenläuten.

Er suchte sich von diesem Gedanken abzulenken und überlegte, was denn die Frau Verwalterin ihm heute als Feiertagskost vorsetzen werde. Ein Lendenstück, zwei Hand groß, wünschte er sich, dazu geröstete Kartoffel und Bananenkuchen, Kaffee süß und stark, um davon schwindelig zu werden.

Da, was war das? Ein Geräusch, ein Getöse, eine Dunkelheit!

Fing der Berg wieder an? Bebte die Erde? Mein Gott, so allein!

Und jetzt das gellende Geschrei draußen, das Kreischen, wie aus Tausenden verzweifelten Kehlen, so schrecklich laut.

Waren denn all die sechsundzwanzigtausend Einwohner von St. Pierre verrückt geworden?

Cyparis saß auf seiner Pritsche und hielt in zuckender Angst beide Hände an die Schläfen und starrte nach dem Fensterchen da oben, in dem das Tageslicht von Sekunde zu Sekunde mehr verschwand.

Und immer noch die gräßlichen Schreie, das Brüllen von Tieren, Aufheulen von Hunden, grauenhaftes Rollen und Platschen und Wirbeln dabei.

Und dann Stille, noch grauenhaftere Totenstille. Cyparis stürzte sich mit ganzer Kraft gegen die schwere Holztür seines Gefängnisses, nach dem Bericht eines Chronisten „ein braun er schrie: „Oeffnen, öffnen!" Aber keiner schien zu hören.

Tropfende Totenstille, Sekunden lang.

Da drang, dick wie eine Suppe, die man ausgießt, ein mißfarbener Qualm, vor dem das Fenster zersprang, in die Zelle und griff wie eine Hand nach dem Gefangenen.

Hitze, Glut, schwefelstinkende Glut.

Cyparis sprang mit glotzenden Augen um sein Leben, er sprang, versengt, wie eine Maus, die man mit heißem Wasser überzieht, er sprang rechts, er sprang links, er sprang mit ungeheuren Sätzen in die Höhe, so daß sein Kopf fast gegen die Decke stieß.

Als er, zu Tode erschöpft und halb verbrannt, auf seiner Lagerstatt zusammenbrach, ließ die Gluthitze nach, und man hörte keinen Laut mehr draußen, nur hier und da ein leises Krachen, als ob Gemäuer einstürze und Tropfen, Tropfen, als wie nahe einem Regen, obwohl der Himmel jetzt wieder fahlblau war.

Und während der Mißgeruch vieler Brände durchs geborstene Fensterchen hinein zog, lag Cyparis in einem betäubten Halbschlaf, er trank wohl einmal an dem großen amtlichen Wasserkruge, aber jede Bewegung der verbrühten Glieder schmerzte so, daß Ohnmacht ihn wieder befiel.

So lag er Stunden auf Stunden, wohl ein paar Tage, im Dämmer schwerer Krankheit, ohne Drang zum Leben, fast ohne Gedächtnis.

Bis Seeleute mit Aexten die Tür einschlugen und bei ihm standen und ihn wie ein Wunder betrachteten. Ein weißgekleideter Arzt verband ihn, Heilmittel, ein schönes Essen, alles wartete auf ihn, man bediente ihn wie einen Fürsten.

Da hörte er, daß er, Louis Cyparis, mit dem Schuhmacher Leon Compere die beiden einzigen Ueberlebenden seien, die von der Glutwolke des Mont Pelee zwar nicht verschont, aber doch nicht getötet worden seien, von allen sechsundzwanzigtausend Einwohnern. Berichterstatter kamen, der Gouverneur, Gelehrte, amerikanische Unternehmer, die ihm fünfzigtausend Dollar boten.

Als man ihn in einer Tragbahre nach dem Lazarettschiff brachte, ging der Weg an der Wohnung der hübschen Iphigenie Beaujour vorbei. Ihr Häuschen war bis auf einen Eisenpfosten zertrümmert und niedergebrannt. Die Toten lagen noch unter dem Schutt.

Louis Cyparis aber lernte schon an seiner Erzählung auswendig, die er für den Dollarmann in zweitausend amerikanischen Städten halten mußte: „Es war um 8 Uhr, meine Tageskost hatte ich noch nicht erhalten, als ich plötzlich ein furchtbares Geräusch hörte, alles schrie: zu Hilfe, ich brenne, ich sterbe! Nach fünf Minuten schrie niemand mehr, ausgenommen ich, da sich ein Dampf durch das Fenster auf mich stürzte . . .

Es war um acht Uhr, meine Tageskost . . ."

—⊙—

Aus der Welt des Luxus und der Moden

Von Gertrud Cybulla.

Im alten Rom benutzten die vornehmen Frauen Spiegel aus geschliffenem und poliertem Metall. Diese kostbaren und prachtvollen Geräte bestanden aus silbernen, ringsum mit Edelsteinen besetzten Platten, die vermöge einer Unterlage von Gold die Bilder deutlicher zurück strahlten. Die runde Spiegelscheibe ruhte auf einem kunstvoll gedrehten Griff aus Elfenbein, an dem zu beiden Seiten zwei Schwämmchen befestigt waren, um jeden Dunst oder Anhauch sofort wegzuwischen.

*

Zur Zeit des Minnesangs ließ ein französischer Edelmann seine Tafel nur mit solchen Gerichten besetzen, die beim Schein von Wachsfichtern und Wachsfackeln gekocht waren.

*

Als sich nach der Entdeckung der neuen Welt der Goldstrom Amerikas über Spanien ergoß, war in diesem Lande der Besitz an Gold- und Silbergeschirr so groß, daß sich die Familien für arm hielten, wenn sie nicht ungefähr 800 Dutzend Teller und 200 Schüsseln aus diesen Edelmetallen im Hause hatten. In manchen Häusern zählte man sogar bis zu 1200 Dutzend Teller und 1200 Schüsseln aus Gold und Silber.

*

Im 16. Jahrhundert waren die aus schwerem Brokat bestehenden Prachtgewänder der Damen derart mit großen Edelsteinen besetzt, daß man kaum darin gehen konnte. Claude de France und Jeanne d'Albret mußten zur Trauung getragen werden, weil sie die Last ihrer Kleider nicht zu bewältigen vermochten.

*

Der Brautrock der Maria von Medici war ein braun güldenes Stück, dessen Schwanz sich auf 15 Ellen erstreckte und mit eitel güldenen Lilien besetzt war, darin sie glänzte wie die Sonne in den Wolken, weil sie überdies eine schöne Person gewesen." Ein anderes ihrer Prachtgewänder war mit 32 000 Perlen und 3000 Diamanten besetzt.

*

König Karl von England hatte Steigbügel in Gebrauch, die mit 421 Diamanten verziert waren.

*

Johanna von Burgund schmückte ihr Zimmer im Palast zu Reims mit 321 gestickten Papageien, die des Königs Wappen trugen, und mit 561 Schmetterlingen, auf deren Flügeln sich das Wappen der Königin befand. Sämtliche Stickereien bestanden aus Gold.

*

Der Dresdener Weinkeller lieferte im Jahre 1639 täglich ein halbes Maß Zapfenwein für die Meerkatze einer Prinzessin, für den Hund des Herzogs Moritz täglich ein Maß und zum Baden der „indianischen Raben" und der „Papigoien" ebenfalls ein Maß.

Am Ausguck

„Alt-Heidelberg" in — Amerika.

Eine amerikanische Filmgesellschaft hat den löblichen Vorsatz gefaßt, Meyer-Försters Studentenschauspiel „Alt-Heidelberg" in neuartiger Aufmachung zu verfilmen. Ueber Nacht sozusagen ist in Laurel Cannon, nördlich von Los Angeles, eine richtige deutsche Kleinstadt aufgebaut worden. Nichts fehlt: weder die alte Heidelberger Schloßruine noch der Neckar und der historische Wirtshausgarten. Eine Reihe von Deutschamerikanern ist außerdem verpflichtet worden, die Szenenbilder so naturgetreu wie möglich zu gestalten. Ramon Novarro spielt den Prinzen Karl Heinz und Norma Novarro die junge Käthie. Dr. Jüttner wird von einem behäbigen Dänen namens Jean Hersholt verkörpert. Alles stilecht wie „made in Germany". Alles? — Leider nicht. Die Schoppen der feuchtfröhlichen Studenten werden statt Bier — Sodawasser enthalten. Armes Amerika! Der Beutel weder „schlaff noch leer" und doch „keinen Tropfen im Becher mehr".

Fehlgeschossen.

Lavater, der berühmte Physiognomiker und Pfarrer an der Peterkirche zu Zürich, traf einst in einem Postwagen mit einem Passagier zusammen, dessen sanftes wohlwollendes Gesicht ihn sofort anzog. „Wo befindet sich Ihre Herde, Herr Kollege", fragte er denselben, ohne zu zögern. Der Fremde runzelte die Stirn und antwortete kurz: „Ich habe keine Herde und bin auch kein Hirt". Lächelnd erwiderte Lavater: „Nun, kein Hirt im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern wie ich im Dienst des Herrn!" „Denke nicht daran," lautete die barsche Antwort, „Ich bin der Scharfrichter von Basel!"

Büchertisch

Afrika-Nachrichten — Illustrierte Kolonial- und Auslands-Ztg. 8. Jahrg., Heft 9, vierteljährlich 2 M. Verl. Walth. Dachsel, Leipzig-Anger. Die erschwerten Lebensbedingungen, die Uebervölkerung der Heimat, lenken heute die Blicke vieler nach Kolonie und Ausland. Das Interesse für Siedlungs- und Auswanderungsfragen, für Existenzmöglichkeiten in den verschiedenen Ländern ist größer denn je. Unsere Wirtschaft und Industrie sucht Exportmöglichkeiten. Alle diese Fragen werden in der Zeitschrift behandelt. Das vorliegende, gut illustrierte Heft 9 enthält wiederum eine Reihe bemerkenswerter Aufsätze. Der eigentlichen Politik sind gewidmet die Artikel Kolonien und Auswanderung von H. Reepen, das südwestafrikanische Mandatsland, Perfides Albion, und die Umschau. Neue Berichte aus Ostafrika Persien, Indien sowie Ausfuhrmöglichkeiten werden gebracht. Der Sonderberichterstatter schreibt über seine Reise rund um Afrika. Die Entschädigungs- und Liquidationsfragen der Kolonial- und Auslandsdeutschen sind durch den Haager Spruch zur Entscheidung durch den Reichstag reif geworden und werden in verschiedenen Aufsätzen von Fachleuten behandelt. Alles in allem trägt die Zeitung sehr dazu bei, die wirtschaftlichen und kulturellen Werte Deutschlands in Kolonie und Ausland, die durch den Krieg zerstört und geraubt worden sind, zurückzugewinnen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: B. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 19 — Mittwoch, 11. Mai — 1927

Frühling und Vogelsang

Von Wilhelm Hochgreve.

Frühling und Vogelsang. Sind das nicht zwei untrennbare Begriffe?

Laßt uns heute, an diesem Frühlingstage, gemeinsam wandern durch die Gärten, die im Schnee der Blüten prangen, und so ihr wollt, geht ihr danach mit mir in den Wald, dessen Ränder schimmern und sprühen in allen Farben jungen Lebens. Hört ihr das Jubeln aus den Hecken und Obstbäumen? Tausende gehen vorüber und merken kaum auf.

Aber eindringlich tönt der Amselschlag aus der Spitze der nahen Lärche. Langsam, feierlich, flötend, ausdrucksvoll folgen die Strophen aufeinander. Aus dem Wipfel der schlanken Fichte schallt jetzt das Lied ihrer Schwester, der Singdrossel. Helle Jubelrufe sind es, die in immer neuen Rhythmen als kunstvolle Motive in zwei- und dreimaliger Wiederholung erklingen. In diesen beiden Vögeln, die allmählich immer zahlreicher aus den Wäldern in die Gärten und Anlagen der Städte und Dörfer übersiedeln, haben wir zwei vortreffliche Sänger gewonnen, die trotz naher Verwandtschaft in ihrem Gesange so charakteristisch verschiedenen Ausdruck zeigen.

Jetzt schmettert ein Buchfink dazwischen: hellen, siegesfrohen Schlag. Wahrscheinlich hat er einen Nebenbuhler vertrieben. Nun ist sein Zorn verraucht, und in feuriger Liebeslust jubelt er dem Weibchen zu. (Vor ein paar Menschenaltern gab man im Thüringerlande für einen gut schlagenden Finken eine Kuh her.) Der bunte Ritter fliegt der „Schönen" nach, die einen anderen Baum aufgesucht hat, und neue Klänge dringen an unser Ohr. „Titehoi — tse — tse —" und nun flötet die Amsel, plärrt kurz ein Star dazwischen. Oder ist es der kleine Imitator, der darum auch der Garten- oder Gelbspötter heißt? Schlank wie die niedliche Grasmücke, unten hell schwefelgelb, oben olivengrau, hüpft er hin und her im Gezweig, schnappt zuweilen nach einem Läuslein, und nun sitzt er wieder still, um abermals sein Notenbuch aufzuschlagen und uns durch den reizenden Wechsel seiner Motive, Triller, Strophen zu erfreuen. Hier und da mischt sich der Glockenruf der Meisen in den Chor unserer kleinen Gartenfreunde. Im Wildrosenbusch der Gartenhecke schwatzt gemütvoll eine Grasmücke.

Nachmittag im frühlingsgrünen Wald! Wieder hören wir manchen unserer Freunde aus dem Garten. Dazwischen aber auch neue Weisen. Das Schwarzplättchen ist ein allerliebster Schwätzer. Laut und süß quellen ihm die Töne aus der Kehle. Bisweilen unterbricht er sein Lied durch „tzä, tzä" oder „schäck, schäck" Dann hat irgend etwas seine Neugierde oder seinen Aerger erregt. Auch Grasmücken lassen sich hören, deren Gesang dem des Schwarzplättchens ähnlich ist. Vor dem Walde, auf einer Kahlhiebfläche, ist das Revier des Baumpiepers. Er ist der beste Sänger unter den Piepern. Kräftig und lieblich erschallt sein Lied, an den Schlag des Kanarienvogels erinnernd, voll und klar im Ton und mannigfaltig in der Weise. Trillern, Pfeifen, schnell aufeinander folgende Strophen gestalten sich zu einem lieblichen Ganzen. Jetzt steigt auch die Baumlerche singend, in schräger Richtung flatternd, in die Luft empor und schweebt, noch ehe das Lied zu Ende ist, sanft wieder auf ihren Zweig zurück und läßt hier die letzten Töne hören. Im nahen Fichtendickicht klingeln die zierlichen Tannenmeisen, im Altholz heulen die Täuber und hämmern die Spechte, in den alten Eichen schnalzen die Kleiber, stammauf, stammab reitend, und in den Buchen jauchzt der Kuckuck.

Wir verlassen den lachenden jubelnden Wald, da die Sonne schon tief steht und wir die Zeit der Abenddämmerung im Vorholz zubringen wollen, das sich am Mühlenbach ausbreitet. Buchen- und Eschenüberhälter ragen aus dichtem Gestrüpp empor. An den Hängen dehnt sich junger Fichtenbestand mit Birken untermischt. Uebermooste Baumstümpfe laden zum Sitzen ein. Weiche, würzige Frühlingsluft umschmeichelt uns. Wir lauschen andächtig in die Abendstille. Leise und schwermütig klingt ein liebliches, aus wenigen langsamen oder bewegteren Noten gesetztes Liedchen durch das sanfte Gemurmel des Baches, feierlich und anmutig: Rotkehlchens süßes, feines Abendliedchen. Und nun, langgedehnt, wonnig, das im Crescendo hingezogene Lü — — lü — — der Königin der Nacht: und brächte sie auch nur diese wenigen Töne hervor, die Nachtigall wäre damit schon der Meistersänger. Nicht ein einziger der anderen frohen Sänger kommt ihr gleich. Zu dem Ausdruck von Seele und Empfindung kommt die Kraft, der Wohlklang der süßflötenden Stimme, der Reichtum in lautlicher Gestaltung, das Gleichmaß der Töne und Strophen. Unbeschreiblich anmutig wechseln weichflötende Strophen mit schmetternden, schmelzende mit wirbelnden, klagende mit fröhlichen, in unendlicher Mannigfaltigkeit. Der Rausch der Liebe ist es, welcher der kleinen Kehle so kräftige Töne entlockt.

Der Nachtigallengesang zählt zu den kleinen Naturwundern dieser Welt. Helfen wir alle, die wir noch Sinn haben für echte Schönheit, uns dieses Wunder zu erhalten! Wir helfen auch gleichzeitig all den vielen anderen gefiederten Sängern, die eine gegen alles Schöne abgestumpfte und blinde Kultur immer mehr verdrängt. Wo sind die Büsche und Hecken im Felde, die den Vöglein Schutz, Nahrung und Nistgelegenheit boten und die den Quell beschatteten, aus dem sie und auch der Wanderer sich labten?

Fällt denen in den Arm, welche die Axt gegen die Vogelhecken und die Büsche im Felde erheben. Klärt sie auf, daß sie mit ihrem Tun weit mehr verlieren, als sie zu gewinnen hoffen, indem sie nützlichen Vögeln die Daseinsbedingungen rauben. Sorget mit, daß unser Land nicht eintönig, daß unsere Heimat nicht stumm werde!

—⊙—

Exotische Wanderfahrt

Von Hans Winand.

Viele Wanderbücher der jüngsten Zeit fesseln durch entfesselten Eigenwillen ihrer Verfasser; es werden da weniger Zustände geschildert als Impressionen destilliert, der Schilderer wird wichtiger als das Geschilderte, und das Geschilderte bestreitet seine Daseinsberechtigung aus der Feder des Wanderers. Dr. Paul Rohrbach geht anderen Weg, sein Buch „Amerika und wir", das er bei Buchenau und Reichert erscheinen ließ, fällt auf durch den Willen, es nicht zu tun; es gibt keine Ekstasen, der Beschreibende tritt willig zurück hinter das Beschriebene, und was er dabei an Reiz dahingibt erobert er an Glaubhaftigkeit. Unwichtig ist das nicht in einer Zeit, da dichterische Dithyramben über die rauschende Tiefe jungfräulichen Urwaldes oder die mystische Würde dunkelfarbiger Naturkinder die Phantasie europagesättigter Europäer in Wallungen bringen. Locken die Tropen? Oh, Platz genug hat einstweilen noch der Erdball, auch Rohrbach bestätigt das. In den ungerodeten Urwäldern Brasiliens, in den Flußgebieten des Paraná, des Iguassu, in den rätselumsponnenen Tiefen des wilden Gran Chaco — aus denen „stoßweise, mit Pausen und in Mengen, deren wechselndes Gesetz noch niemand kennt", die in Größe und verheerender Gewalt phantastischen Heuschreckenplagen über Argentinien sich ergießen, — noch immer harren gewaltige Gebiete des Menschen, den Not oder Abenteurersinn verlocken, den Kampf mit der Natur auf sich zu nehmen.

Wer wagt es? Zu wenige, zu viele! Ach, wenn Phantasie das Dasein der Kolonisten mit dem Schimmer der Romantik umweben möchte, ist sie, wo es sich um Wald und Holz handelt, auf dem Holzwege; es ist nicht das kleinste Verdienst an diesem Wandertagebuche, daß es Illusionen zerstört, denen nur allzu viele europamüde Auswanderer, besonders Deutsche, schon zum Opfer gefallen sind. Dem Kolonisten, der an schwerste körperliche Arbeit gewöhnt ist und dessen seelische Widerstandskraft den Durchschnitt hoch überragt — aber nur solchen —, winken in jenen menschenarmen Fernen zwar beileibe keine goldenen Berge, aber immerhin Möglichkeiten für ein bescheidenes Vorankommen auf eigener Scholle. Gebratene Tauben fliegen freilich in diesem Paradies der Einsamkeit, das schon vielen zur Hölle wurde, keinem in den geöffneten Schnabel. Vor der nackten Existenz steht erschöpfende Arbeit, Arbeit und nur Arbeit, es bleibt keine Wahl; und neben der Arbeit Entbehrung, dreimal Entbehrung. Die meisten derer, die Wille oder Umstände aus der alten Welt in diese neue, die erst geschaffen werden muß, verschlug, haben keine Vorstellung von dem, was sie erwartet. Am ungeeignetsten sind oft die Frauen, Rohrbach notiert es mit ungalanter Bekümmertheit; „selbst wenn der Mann versuchen will, sich einzugewöhnen, so heult die Frau vom ersten Tage an über den Wald, über die Arbeit mit Hacke und Graben, über die Ameisen, über die Sandflöhe, über die Hitze, darüber, daß es kein Brot gibt, keinen Kaffee, keinen Zucker, keine Milch. Fleisch gibt es nur für teures Geld, und Milch im Innern, wo kein Vieh ist, überhaupt nicht. Mit Kindern aus Deutschland ist bei solcher Arbeit nichts anzufangen. Krankheiten treffen den Neuling hilflos; Aerzte sind nicht zu bezahlen und meist auch nicht zu haben. Dazu die Speisekarte des Kolonisten. Mittags und abends schwarze Bohnen und in brasilianischen Pflanzungen Farinha. Brot ist Luxus, der teuer bezahlt werden muß. Trockenfleisch ist auch teuer. Wer seine Schweinchen und Hühner selber aufißt, kann nie Ersparnisse machen. Der Italiener kocht sich seine Polenta und ist zufrieden. Der Deutsche, der so leben wollte, gerät bald in Verzweiflung: lieber tot als so weitermachen! Freilich: „Wer durchdringt, etwas Geld hat oder verdient, dazu eine tüchtige Frau, Kinder, die schon mitarbeiten können und Erfahrung in der Landarbeit — der allerdings kann in 5 bis 10 Jahren wohlhabender Bauer sein. Aber wie wenige unter den Einwanderern haben das Zeug dazu!"

Nach soviel Entbehrung lieber ein anderes Bild; aus dem argentinischen Weinland. Welcher Weinkeller der alten Welt weiß davon, daß am Fuße der argentinischen Cordilleren Rebengarten an Rebengarten sich dehnt? Die riesenhaften Weinkellereien von Mendoza beschreibt Rohrbach als die größten der Welt, „denn zusammen mit denen in dem erheblich kleineren Weinbaubezirk von San Juan enthalten sie in sich den ganzen Wein für die sehr trinkfrohe und trinkfeste Bevölkerung von acht Millionen". In der Saison, wenn die Trauben reif sind, rollen die Eisenbahnwagen unausgesetzt heran, aus dem Wagen kommen die Trauben „als eine dauernd stürzende Masse" direkt in die Maschinenpresse. Die Mosthehälter sind dabei nicht Fässer oder Kufen, sondern „mahre Schwimmbassins", meist ganz mit Glasplatten ausgekleidet, jedes von mehreren hunderttausend Litern Inhalt. Um die Weine zu veredeln, werden Züchtungen von Edelreben, z. B.

von Rüdesheimer, die aus europäischen Weinlaboratorien kommen, auf gekelterten Mendozawein überpflanzt; „ich habe selbst feststellen können," gesteht der Weltenfahrer, „daß auf diese Weise Weine von ausgezeichnetem Geschmack entstehen."

Die Trinkfreudigkeit der Argentinier freilich hat, wenn Rohrbach darin nicht zu schwarz sieht, in den Vereinigten Staaten einen gefährlichen Rivalen: dank der Trockenlegung. Niemals ist jedoch in Amerika so viel gebechert worden, wie seit dem vielumstrittenen Tage, da wohlmeinender Idealismus auf die unglückselige Idee verfiel, Enthaltsamkeit auf dem Wege gesetzlichen Zwanges zu ordinieren. „Auf jede Autotour müssen größere Vorräte mitgenommen werden; sie müssen aber schnell und heimlich getrunken werden; das schnelle Trinken ist ohnehin eine amerikanische Unsitte. Das Mädchen bittet ihren Verehrer als erste um einen Schluck aus seiner Hüftflasche, um in Stimmung zu kommen; darin unterscheidet sich der Amerikaner überhaupt vom Deutschen, daß er nicht für die langdauernde Gemütlichkeit oder den Wohlgeschmack trinkt, sondern für die schnelle Wirkung." Nachdenklicher können die Beobachtungen stimmen, die sich mit den durch die Trockenlegung erwachsenen wirtschaftlichen Folgen beschäftigen. Die allgemein üblich gewordene Hausdestillation von Wein und Schnaps hat zum Beispiel dazu geführt, daß der Preis der kalifornischen Weintrauben, die jetzt in größtem Maßstabe zu Destillationszwecken in die privaten Haushaltungen versandt werden, seit der Prohibition um nahezu das zehnfache gestiegen ist! Gewaltige Kapitalien arbeiten heute im ungesetzlichen Alkoholhandel; sie „machen fabelhafte, von Jahr zu Jahr steigende Gewinne, und man traut seinen Ohren nicht, wenn man unter der Hand hört, wer alles mitbeteiligt sein soll. Diese Gewinne würden aufhören, wenn auch nur gewöhnliches Bier oder gewöhnlicher Wein wieder erlaubt würden. Das Bootleggerkapital verlangt gesetzliches Bestehenbleiben der Prohibition, damit es von ihrer ungesetzlichen Durchbrechung den Profit einheimst, und Sachkenner behaupten, diese Kapitalsgruppe sei mächtig genug, um ihren Willen durchzusetzen."

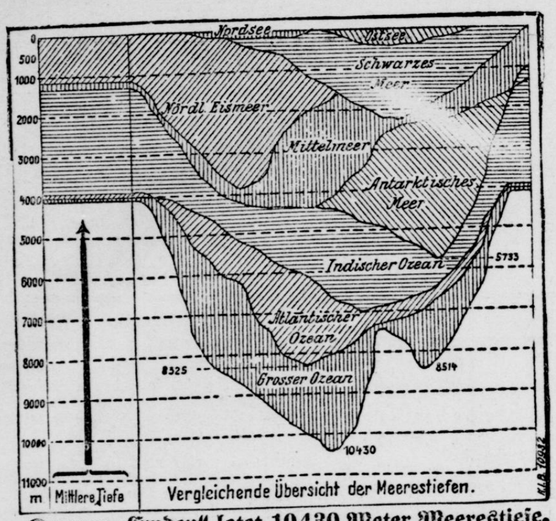
—⊡—

Die Eroberung der Wüste durch das Flugzeug

Von Dr. Herb. Schmidt-Lamberg.

Der Afrikaflug Mittelholzers hat die Aufmerksamkeit Europas auf die Möglichkeiten gelenkt, die sich für die wissenschaftliche Erschließung der unbekannten Erdgebiete durch die Ueberfliegung ergeben. Der ausgedehnte Wirkungskreis der modernen Großflugzeuge, darunter vor allen Dingen der deutschen Dornierflugboote, läßt für die allernächste Zukunft bereits die planmäßige Wirtschaftsaufklärung über bisher unbetretene Gegenden greifbar erscheinen. Mit dem Fortschritt des Flugzeugbaues wird auch die Landungsfähigkeit der einzelnen Flugboote auf unebenem Boden technisch vervollkommnet werden, so daß außer der bloßen Ueberfliegung der unerforschten Erdteile auch die kartographische und völkerkundliche Aufzeichnung und Festlegung der Gebiete nicht mehr in Zweifel zu stehen braucht. Denken wir an die glänzenden Weitstreckenflüge der Engländer, Franzosen, Spanier, Deutschen und Schweizer; an die Portugiesen Paes und Beiros, die im Frühling 1926 über ganz Asien nach Macao bei Hongkong flogen; an die Katstilier Cabral und Coutinho, die bereits 1923 nach Brasilien gelangten. Wenn man also jetzt dem modernen Flugzeug ganz allgemein diese großen Reisen zumuten kann, so ist es nur noch eine Frage der Zeit, wie man die Erneuerung der Betriebsstoffe und des Materials möglichst erleichtern kann.

Der Engländer Cobham schilderte einmal die Aussichten des Flugzeugwesens gegenüber einem deutschen Journalisten wie folgt: „Man ist heute oft der Ansicht, als ob die wirklichen Aufgaben des Flugzeuges in der täglichen Bewältigung etwa einer Strecke von London bis Berlin zu suchen seien. So vorteilhaft eine derartige intereuropäische Schnellverbindung auch sein mag, für den modernen Flugzeugbau gibt es ganz andere Aufgaben. Ich habe bei meiner Weltumfliegung ganz deutlich erkannt, daß keinerlei Konkurrenz zwischen Eisenbahn, Kraftwagen und Flugzeug einzusetzen braucht, wenn man die wirklichen Grundaufgaben dieser drei Verkehrsmittel nur richtig erkennt. Wir haben heute die Möglichkeit, unglaublich schnell und sicher in Gegenden vorzudringen, die noch zur Zeit des Weltkrieges nur mit scheuer Ehrfurcht und entdeckungsgläubiger Scheu genannt wurden. Diese Gebiete sind es, deren Erforschung und wirtschaftliche Nutzbarmachung durch das Flugzeug dem scharfen Blick des kommenden Forschers nicht entgehen dürfen."



Vergleichende Übersicht der Meerestiefen.

Kreuzer „Emden" lotet 10430 Meter Meerestiefe.

Bei diesem wirtschaftlichen Hintergrund der modernen Flugzeugforschungsreisen ist es nicht verwunderlich, wenn Großhandel und Industrie beträchtliche Summen für weitere Flugreisezüge spenden. Es ist gar nicht einzusehen, weshalb nicht deutsche Namen in der ersten Reihe dieser modernen Forscher stehen sollten. Das Menschenmaterial besitzen wir zweifellos, und da eine Reihe der besten Flüge dieser Art mit deutschen Maschinen ausgeführt wurde, so ist ferner der Beweis erbracht, daß auch der deutsche Flugzeugbau dieser Kulturarbeit dienen kann. Wenn dabei in erster Linie die afrikanischen und innerasiatischen Gegenden in Betracht kommen, so ist das ein ganz natürlicher Vorgang, denn hier liegen für die gesamte Europawirtschaft die wichtigsten Wirtschaftsfaktoren der Zukunft begründet, wie das schon heute von hervorragenden Wirtschaftsführern als sicher hingestellt wird. Bereits in diesen Wochen laufen die Flugstrecken von Fliegern der verschiedensten Staaten über durch Nordafrika, von Port Said nach Nigeria, von Tunis nach Erythrea und von Tripolis nach Togo. Dabei sind diese Wüstenflüge schon derart alltägliche Erscheinungen geworden, daß die Zeitungen nicht alle Einzelunternehmungen mehr erwähnen können, und auch in den meisten angeflogenen Plätzen erblickt die eingeborene Bevölkerung in dem Flugzeug kein Wunderwerk und keine Zauberei mehr. So hat das Flugzeug auch wesentlich dazu beitragen, Schwarze und Weiße in der Erfüllung der technischen Verkehrsaufgaben in den Randgebieten der Wüstenstriche einander näher zu bringen und Gegensätze zu lindern und zu verwischen.

Von besonderer Bedeutung ist das Flugzeug auch für die Erforschung des brasilianischen Wüstengebietes und der Urwaldstrecken am Amazonenstrom geworden. Man versucht seit etwa 3 Jahren, bedeutende Strecken dieses unerforschten Hinterlandes zu bebauen und für die Holz-, Leder- und Papierindustrien Südamerikas nutzbar zu machen. Dabei hat nun das Flugzeug bei der Auffindung des richtigen Weges beim Vordringen der Rodungsarbeiten unschätzbare Dienste geleistet, indem man ohne Gefahr viel sicher die geeigneten Stellen festlegen konnte. Aehnliche Versuche werden jetzt in Peru, in Chile und auch in den nordwestlichen Staaten Südamerikas gemacht. Die Erfolge scheinen überall gut zu sein, so daß man verstehen kann, wenn die südamerikanischen Staaten besonders eifrig den Plan einer regelmäßigen Flugverbindung mit Europa aufnehmen, weil man hierdurch hofft, gutes Siedlermaterial und die besten europäischen Techniker nach Südamerika zu bekommen. Für diese Flüge werden besondere Flugzeugführer ausgebildet, die entschiedene Sicherheiten bieten sollen für Zwischenfälle über unbearbeitetem Boden. Die Geschichte dieser Wirtschaftsleistungen zeigt uns, daß dem Flugzeug hier noch eine ganze Reihe von Sondermaßnahmen vorbehalten sind.

Wir hören immer wieder, daß auch in China trotz aller Unruhen eine starke nationalwirtschaftliche Strömung besteht. Mit dieser ist es wohl auch in Verbindung zu bringen, wenn Militärflieger zum Teil in privaten Aufträgen sich bereits mit der Durchkreuzung des chinesischen Hinterlandes bis Lhasa beschäftigt haben und hier wertvolle wirtschaftliche Entdeckungen mit nach Peking, Kanton und Tientsin brachten. China will es sich heute nicht mehr nehmen lassen, diese Forschungsarbeit auf eigenem Boden auch mit eigenen Kräften auszuüben. Die Freigabe eines Teiles des militärischen Flugzeugparkes für diese Erforschungsstreifen beweist am besten, daß selbst die nur vorübergehend zur Macht gelangenden chinesischen Oberbefehlshaber die wirtschaftliche Bedeutung der Flugzeugforschung richtig erkennen. Unter diesen Umständen ist es auch zu begrüßen, daß nach Freigabe des deutschen Flugzeugbaues bereits asiatische Wirtschaftler hier Fühlung zu nehmen versuchten und weiterhin nach Beruhigung des chinesischen Unruhengebietes hier Bestellungen auf umfangreiches Flugzeugmaterial unterbringen werden. Aehnlich geht auch die japanische Militär- und Zivilluftfahrt vor, die für die kommenden Monate ebenfalls weitreichende Flüge über asiatische und afrikanische Wüstengebiete darunter einen Aequatorialflug plant. So reicht sich europäische und asiatische Wirtschafts- und Kulturarbeit die Hand. Es steht zu hoffen, daß auch die deutsche Luftfahrt dieser neuesten aller Forschungsarbeiten bald ein noch weit lebhafteres Interesse entgegenbringt, als sie das bisher getan hat. Hoffentlich erhalten unsere Luftfahrerkreise durch die deutschen Industrien noch geeigneteres Flugmaterial zur Verfügung gestellt, als das bis heute der Fall war. Schon jetzt stehen die deutschen Maschinen in der ersten Reihe, weshalb die Zukunftsaussichten günstige sind.

—⊡—

Schatzgräberei in Sowjet-Rußland

Von Herm. Scharfenberg-Zinkenbach.

Vor einiger Zeit wurde bekanntlich Fürst Dulikow von den Bolschewiki erschossen, als er aus seiner Pariser Verbannung mit Hilfe eines Sowjetspions verkleidet nach Rußland zurückkehrte, um in seinem Schlosse den Familienschatz zu heben, den er vor seiner Flucht vermauert hatte. Dieser Vorgang zieht die Aufmerksamkeit auf ein dunkles Gewerbe, das im Reiche der Bolschewiken einem Mann ernährt und dem Staate einen beträchtlichen Gewinn abwirft.

Als in Rußland der Umsturz erfolgte, vergrub man wie früher in Kriegszeiten Geld und Kostbarkeiten im Garten und im Walde oder man vermauerte sie im Keller oder in einer Wand des Hauses. Die Sowjetregierung hatte den Wert dessen, was auf diese Weise ihren begehrlichen Händen entzogen wurde, auf zehn Millionen Goldrubel geschätzt. Inzwischen ist ein beträchtlicher Teil von den Eigentümern, von spitzbübischen Verrätern oder von den Agenten der Sowjetregierung aus dem Versteck geholt worden. Ein anderer, nicht weniger beträchtlicher Teil wird erst nach Jahrhunderten durch Zufall tropfenweise ans Tageslicht kommen, wie dies heute noch mit den verborgenen Schätzen aus dem dreißigjährigen Kriege geschieht. Mancher Eigentümer ist den Bolschewiken in die Hände gefallen oder hat auf andere Weise sein Leben verloren; sein Geheimnis hat er mit ins Grab genommen.

In Rußland ist ein großer Beamtenstab lediglich damit beschäftigt, versteckte Schätze auszuschnüffeln. Er ist wieder in kleinere Organisationen eingeteilt, die sich mit der Schatzgräberei in Klöstern, in Schlössern und auf Gütern zu befassen haben. Daneben gibt es zahlreiche Privatpersonen, die sich auf diese Weise eine Belohnung holen und — so gut es möglich ist, etwas beiseite bringen mögen. Andere Leute wieder betreiben die Schatzgräberei ganz auf eigene Gefahr und auf eigene Unkosten. Seit Jahren schon blüht in Rußland diese Art von Schatzgräberei. Im Laufe dieser Zeit haben viele Verbannte den Versuch gemacht, in die Heimat zurückzukehren, um sich in den Besitz ihres versteckten Vermögens zu setzen. Mancher mußte bereits an der Grenze umkehren. Wem es gelang, das Versteck seines Schatzes zu erreichen, dem stand die Rückreise durch Sibirien über China nach Amerika bevor, reich an Gefahren und Strapazen. Und auf dieser Flucht sind die meisten umgekommen. Selbst in der Taiga, dem sibirischen Urwalde, und auf den Tundren, wo die halbwilden Nomadenvölker ihr Dasein fristen, lungern die Sowjetspione umher; denn wenn auch nichts im modernen Rußland großartig ist, das Spitzelsystem ist es und übertrifft in seiner raffinierten Organisation den Geheimdienst der römischen Cäsaren.

Natürlich spielen Verrat und Angeberei unter den Schatzgräbern eine große Rolle. So wurde im Jahre 1922 der Großgrundbesitzer Adloff von seinem langjährigen Hofmeister den Sowjets ausgeliefert. Beide waren über Finnland unerkannt bis nach Nowgorod gelangt. Hier hatte Adloff eine Kassette mit Schmuck, Gold, Platin und Brillanten verborgen. Er fand die Stelle auch wieder. Sie beschlossen nun, um weniger aufzufallen, getrennt ins Ausland zurückzukehren. In dem Hofmeister aber war die Habgier erwacht. Er verlangte einen höheren als den vereinbarten Anteil, den ihm sein Herr nicht geben wollte. „Soviel geben mir die Sowjetmänner auch," sagte der Hofmeister. Er verriet seinen Herrn an die Sowjets.

Von Finnland und Schweden aus suchten die Schatzgräber in den ersten Jahren der Sowjetherrschaft nach Rußland einzudringen. Zuweilen waren es mehr als zwanzig Mann, die ein Schiff gemietet hatten, um mit diesem die Küste von Estland oder Ingermannland zu erreichen. Nächtliche Kämpfe mit der Küstenwache waren dort nichts Seltenes. Besonders die sagenumwobene Tollsburg (Zollburg) in der Gegend von Reval bildete das Ziel verschiedener Abenteuerfahrten. In ihrem Gemäuer sollte ein Teil des Zarenschatzes verborgen sein. Nachdem aus Estland aber die Bolschewiken vertrieben worden sind, hat man die Ruinen gründlich, untersucht und angeblich nichts gefunden.

In Berlin in Paris, in Wien, in den Balkanstädten, überall dort, wo sich russische Ausgewanderte aufhalten, werden Pläne zur Hebung der russischen Schätze geschmiedet. Es gibt überall Abenteurer, die bereit sind, alles mitzumachen, wenn nur etwas dabei herausspringt.

Aber in allen russischen Kolonien gibt es auch verkappte Sowjetspione. Sie sind von der russischen Regierung auf solche Flüchtlinge gehetzt worden, von denen es bekannt ist, daß sie ihre Vermögen noch in der Heimat verborgen haben. Ein solcher Fall war die Tragödie des Fürsten Dulikow.

In manchen Gegenden Rußlands haben sich auch die Bauern auf die Schatzgräberei verlegt. Sie hatten ja Gelegenheit, ihre Herren vor der Flucht zu beobachten. Manche wurden auch von den Großgrundbesitzern ins Vertrauen gezogen. Infolgedessen sind nicht wenige Bauern in Rußland durch die Schatzgräberei zu Vermögen gekommen. Selbstverständlich suchen sie dies möglichst geheim zu halten.

In einem Dorfe des Gouvernements Pensa hatten die Bauern fast den ganzen vergrabenen Schatz der geflohenen Schloßherrschaft entdeckt. Sie verteilten das Geld redlich unter alle Einwohner und beschlossen, die Juwelen und Kostbarkeiten heimlich an einen Händler zu verkaufen. Die Regierung kam aber dahinter; denn es fiel auf, daß das ganze Dorf wochenlang Feste feierte und selbst die Kinder nicht aus dem Rausche kamen. Erst als eine Kommission erschien, um den Bauern den Schatz abzunehmen, wurden diese nüchtern. Aber sie gaben die Schmucksachen nicht gutwillig heraus. Es kam zu einem Kampfe in dem mehrere Bauern erschossen wurden; die meisten übrigen wurden schwer bestraft.

Vielen Russen war es beim Ausbruch der Revolution nicht möglich, auf kürzestem Wege die Grenze zu erreichen. Ihre Flucht vor den Bolschewiken führte durch Sibirien. So viel sie zu schleppen vermochten, hatten sie mitgenommen. Unterwegs aber mußten sie sich oft ihrer Bürde entledigen, um die Reise fortsetzen zu können. Daher gibt es auch im endlosen Sibirien unzählige vergrabene Schätze. Sie werden nur durch Zufall gefunden, wenn auch die Sowjetregierung durch Belohnungen zum Suchen anfeuert.

Dimitri Koschnijeff, ein kleinrussischer Adliger, hatte auf der Flucht zwischen Omsk und Kolywan in Sibirien Platin und Perlen im Werte von einhunderttausend Dollar vergraben, und von dem Versteck eine genaue Zeichnung angefertigt. Es gelang ihm, nach Amerika zu entkommen und von dort aus auch nach Sibirien zurückzukehren, um seinen Schatz zu heben. Als er aber nachgrub, war das Loch leer. Aermer als er gekommen war, wanderte er von neuem aus. Jetzt hält er Vorträge über seine Erlebnisse. Er nimmt an, daß ein Wolf an der Stelle gescharrt hat und Leute dann die Kostbarkeiten gefunden haben.

Mehr Glück hatte eine russische Aristokratin, Sonja Affachim. Sie bewies einen beispiellosen Mut. In Männerkleidung legte sie die Strecke von Jekatarinburg bis Samarkand zurück und rettete das ganze Vermögen ihrer Familie. Kürzlich hat sie in St. Louis einen Großindustriellen geheiratet. Viele behaupten allerdings, sie sei keine russische Aristokratin, sondern nur ein Dienstmädchen gewesen, das den Schatz der Herrschaft gestohlen hat.

—⊡—

Die Normannen in Grönland

Von Dr. Edg. Lange-Berlin.

Die vor einigen Jahren erfolgten Ausgrabungen in Ikigait, an der Stelle der einstigen normannischen Siedlung Herjolfsnes, unweit westlich der Südspitze von Grönland, haben ein völlig neues Licht in die frühzeitlichen nordgermanischen Ansiedlungsversuche gebracht.

Bekanntlich wurde Grönland von Island aus gegen Ende des 10. Jahrhunderts entdeckt und besiedelt. Zwei Kolonien entstanden damals, eine östliche bei Kap Farewell, eine westliche in der Stelle der jetzigen Siedlung Godthaab. Im elften Jahrhundert wurde dort das Christentum eingeführt. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts unterwarfen sich die Bewohner dieser Siedlungen dem König von Norwegen. Dadurch wurde eine einigermaßen sichere und regelmäßige Verbindung mit Norwegen gewährleistet, die deshalb für Grönland fernerhin unerläßlich blieb, weil es die wichtigsten Bedürfnisse an Eisen, Holz, und Getreide nicht von Island hereinführen konnte. Bis um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts befanden sich die Kolonien im blühenden Zustande; sie bestanden aus 16 Kirchen, 280 Häfen, 2 Klöstern und wiesen eine Gesamtzahl von 4000 Einwohnern auf. Dann aber versiegte für längere Zeit der bis dahin rege Verkehr mit Norwegen und hörte im Jahre 1410 ganz auf. Damit war das Schicksal der Kolonien besiegelt. Grönland verschwand aus dem europäischen Gesichtskreis. Nur die Erinnerung daran blieb durch die Karte des Claudius Clavus erhalten, und isländische Handschriften bewahrten die alten Schiffahrtskarten von Norwegen nach Grönland. Erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurde Grönland wieder entdeckt. Im Jahre 1721 kam der Missionar Hans Egede als erster europäischer Siedler nach Grönland, fand jedoch keine normannischen Niederlassungen mehr vor. Nur Eskimos bewohnten in spärlicher Anzahl das Land.

Entgegen vielen anderslautenden Vermutungen über das Schicksal der letzten Normannen in Grönland dürften die erwähnten Ausgrabungen den Beweis erbracht haben, daß die Kolonie — wenigstens in Herjolfsnes — langsam zugrunde gegangen sein muß, und zwar vor allem infolge klimatischer Veränderungen. Die Ausgrabungen sind deshalb von größtem kulturhistorischen wie geographischen Interesse.

Gegenstand dieser Forschungen waren hauptsächlich die Ruinen von Ikigait, die sich als die Grundmauern einer Kirche und einiger Farmhäuser herausgestellt haben. Wie die Ausgrabungen zeigten, befand sich diese Kirche in der Nähe einer noch älteren, und ihre Grundmauern lagen zum Teil über den Grabstätten der früheren Zeit. Diesen Grabstätten galt der wichtigste Teil der Arbeit. Der größere Südteil des Kirchhofs war allerdings der See zum Opfer gefallen, doch wurden auf dem kleineren Nordteil die Reste von über 100 Bestattungen freigelegt. Die Toten waren entweder in einfachen Holzsärgen oder unmittelbar in den Kleidern beigesetzt, die sie zu Lebzeiten getragen hatten. Wahrscheinlich wurden nur die vornehmen Gestorbenen in Särgen beigesetzt, da das Holz selten und kostbar war. Die Körper waren in den Särgen fast vollständig verwest, während in den Begräbniskleidern häufig Skelettreste gefunden wurden.

Die christlichen Begräbnisgebräuche schienen sorgfältig beachtet worden zu sein. Die Toten lagen alle mit dem Kopf nach Westen und trugen ein hölzernes Kreuz auf der Brust. Die Kreuze waren zum Teil von hervorragender künstlerischer Ausführung und wiesen, wie teilweise auch die Sargbretter, Inschriften aus Runenzeichen auf. Später hin wurden die Kreuze einfacher und blieben endlich ganz fort. Nur die gekreuzten Arme der Toten bewahrten das Symbol.

Die Begräbniskleider stellen eine einzigartige Sammlung ursprünglicher mittelalterlicher Trachten dar, wie man sie sonst in Europa aus diesen Zeiten nirgends vorfindet. Die Gewänder sind lang, aus Wolle gewebt und zumeist äußerst abgetragen. Ein Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Kleidung besteht kaum. Zumeist wird sie über den Kopf gezogen und setzt sich aus einem Vorder- und einem Hinterstück zusammen; in Schnitt und Mode entspricht sie der sonstigen europäischen Kleidung früherer Zeiten (14. bis 15. Jahrhundert) und zeigt keinen Versuch einer Anpassung an das arktische Klima oder an die gebirgige Natur der Landschaft, noch irgend einen Einfluß der bekannten Trachten des Eskimos.

Als Kopfbedeckung diente die übliche mittelalterliche Kapuze, die nach hinten in einen langen Schwanz auslief. Ueber den Kopf gezogen, mit ihrem breiten über beide Schultern gehenden Ueberwurf, war sie ein für das strenge grönländische Klima sehr brauchbares Kleidungsstück. Daneben wurden einige runde Kappen mit breitem Rand aufgefunden, von denen eine zweimal so hoch wie die anderen und von besonderem Interesse ist, da sie dem Stil entspricht, der in Europa nicht vor dem 15. Jahrhundert aufkam. Es ist dies ein sicheres Zeichen dafür, daß damals noch Beziehungen zu Europa bestanden haben müssen.

Die Untersuchung der menschlichen Ueberreste ergab, daß sich unter insgesamt 25 Skeletten 7 männliche, 10 weibliche und 4 Erwachsene von unbestimmbarem Geschlecht befanden, darunter 10 Erwachsene im Alter von 18 bis 25 Jahren, ferner 4 Kinder im Alter von 11 bis 16 Jahren. Das Vorwiegen des jüngeren Alters ist besonders auffallend. Die Menschen waren verhältnismäßig klein, die Männer wenig über 5 Fuß, die Frauen etwa 4¾ Fuß groß schwächlich und schmal gebaut. Verschiedentlich zeigten die Knochen Zeichen krankhaften Verfalles. Die Zähne waren gesund und kräftig, wenn auch stark abgenutzt, sogar schon bei den Kindern. Die Menschen haben demnach hauptsächlich von sehr schwer zu kauender Nahrung gelebt, wahrscheinlich von Moosen, Seealgen, Blättern und Baumrinde, eine Nahrung, wie wir sie überall auf der Erde in Zeiten der Not beobachten können.

Die frühzeitige Sterblichkeit, die geringe Körpergröße und die Knochenerkrankungen beweisen, daß hier eine Verkümmerung der Rasse eingetreten sein muß. Unterernährung und harte Lebensbedingungen, auch die völlige Abgeschiedenheit haben von Geschlecht zu Geschlecht verschärfend eingewirkt und endlich zum Aussterben geführt.

Vor allem dürfte die Veränderung der klimatischen Verhältnisse mitgewirkt haben. Als die Normannen Grönland (= Grünland!) besiedelten, brachten sie Rinder und Schafe mit, die nach zuverlässigen Berichten dort gute Weide fanden und sich stark vermehrten; Butter und Käse wurden in großen Mengen hergestellt. Gegenwärtig würde es unmöglich sein, in Grönland Winterfutter zu gewinnen, und nur an einer einzigen Stelle wird dort Vieh gehalten. Auch hat sich das Eis, das an der Küste entlang treibt, stark vermehrt. Unter den augenblicklichen Eisverhältnissen wäre es den normannischen Siedlern so gut wie unmöglich gewesen, von und nach Grönland zu segeln. Ebenso weisen die Wanderungen der Eskimos auf klimatische Veränderungen hin. Als die Normannen in Grönland eintrafen, fanden sie nur Spuren der Eskimos, die nordwärts gezogen waren. Im dreizehnten Jahrhundert aber rückten die Eskimos wieder nach Süden vor, bis sie endlich die westliche Siedlung erreichten und wahrscheinlich zerstörten. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert besiedelten sie bereits die ganze Westküste bis zum Kap Farewell. Diese Wanderungen können nur auf Veränderungen in den Eisverhältnissen zurückgeführt werden; die Eskimos folgten hierin der Seerobbe, die an eisfreien Küsten nicht leben kann.